

(Nachdruck verboten.)

81]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Dann nehme ich ihr Anerbieten mit Dank an,“ erwiderte Morten. „Das wird eine große Erleichterung für mich sein. Wenn sie den Umzug nur aushalten kann! Nicht, daß sie mir noch Sorge macht, wir leben vorzüglich miteinander. Johanne ist gut und fügsam, wirklich ein prächtiges Kind, so mitgenommen sie auch ist. Ihr werdet keine Schwierigkeiten von ihr haben. Aber ich glaube, es wird für sie gut sein, hier von mir wegzukommen, dahin, wo eine Hausfrau ist und wo Kinder sind. Mit der Pflege ist es ja auch nur so so lala!“

Sie gingen zu ihr hinein, sie lag da und schlief; auf ihrem bleichen Gesicht saßen große Schweißperlen. „Das ist die Erschöpfung,“ flüsterte Morten, „sie hat noch nicht viele Kräfte.“ Ihre Anwesenheit machte ihren Schlaf unruhig, sie warf sich hin und her; plötzlich schlug sie die Augen auf und starrte mit einem Ausdruck wahnsinniger Angst um sich. Dann erkannte sie sie wieder und lächelte. Sie richtete sich ein wenig auf und reichte Belle ihre beiden Hände mit einem entzückten Ausdruck kindlicher Kofetterie.

„Erzähl mir was von dem Hans da draußen und von Ewens Trost,“ sagte sie und machte ihm Platz auf dem Rande des Bettes. „Ich liege hier und langweile mich, und Herr Morten ist so ernsthaft.“ Sie sah ihn herausfordernd an.

„Ist er so ernsthaft?“ sagte Belle. „Das kommt wohl daher, daß er Bücher schreibt.“

„Nein, aber man muß ein bißchen auf seine Würde halten,“ sagte Morten und setzte ein drolliges Schulmeistergesicht auf. „Das kleine Fräulein fängt an, ein wenig feck zu werden.“

Johanne lag da voll inneren Lächelns und ließ die Augen von dem einen zu dem anderen hinüber wandern. „Er sollte eine Brille auf der Nase haben, dann sieht er lebhaftiger so aus,“ sagte sie. Sie sprach halbflüsternd, weiter reichten ihre Kräfte nicht; aber die Stimme war warm vor Uebermut.

„Du mußt lieber mit zu uns kommen,“ sagte Belle, „wenn es so schlimm ist. Dann kannst Du mit den Kindern spielen und im Garten im Sonnenschein liegen. Du kannst mir glauben, da ist es jetzt schön! Ja, es ist wirklich mein Ernst,“ fuhr er fort, als sie noch immer lächelte. „Ellen hat mich hierher geschickt, um es zu sagen.“

Sie wurde plötzlich ernsthaft und sah eine Weile bald Belle, bald Morten an. Dann schlug sie die dunklen Augen nieder. „Kommt Morten auch mit hinaus?“ fragte sie mit abgewandtem Gesicht.

„Nein, ich muß ja hier bleiben, Johanne. Aber ich komme hinaus und sehe mich nach Dir um.“

„Jeden Tag?“ Sie lag der Wand zugekehrt und fragte mit den Nägeln an der Tapete.

„Ich werde mich schon nach meinem kleinen Schatz umsehen, so oft ich kann,“ sagte Morten und strich ihr über das Haar.

Sie errötete bis über den Hals, das Blut schwoß in einer plötzlichen Welle an und wurde unmerklich in die Bleichheit der Haut eingefogen, wie eine erstarbende Blut. So kam und ging auch Hannes Blut bei einem guten Wort; sie hatte die Schamigkeit der Mutter geerbt und ihren unsagbaren Liebreiz. Und auch ihren launenhaften Eigensinn.

Sie lag stumm da, den Rücken ihnen zugewandt und antwortete nicht auf ihre Ueberredungen. Es war nicht gut zu sagen, ob sie sie überhaupt hörte. Aber plötzlich wandte sie Morten das Antlitz mit einem gehässigen Ausdruck zu. „Du brauchst Dir nicht so viel Mühe zu machen, Du sollst mich schon los werden,“ sagte sie. Ihre Augen brannten ihm entgegen.

Morten sah sie nur betäubt an, aber Belle wurde böse. „Du sollst Dich schämen, es so aufzufassen,“ sagte er. „Das ist nun Mortens Dank für alles! Das will ich Dir doch sagen, Du bist, weiß Gott, kein dankbares Gemüt!“

Hanne lag da und nahm die Schelte hin, ohne eine Miene zu verziehen. Als er schwieg, nahm sie schweigend seine Hand und legte sie über ihr feines, spitzes Gesicht, sie verdeckte es

ganz. Sie lag da und lugte zu ihm und Morten hinüber, durch die großen Finger hindurch, mit einem wunderbar resignierten Ausdruck, der schelmisch sein sollte. „Ich weiß recht gut, daß es häßlich war,“ sagte sie ausdruckslos und führte Belles Mittelfinger vor ihren Augen hin und her, so daß sie schielen mußte. „Aber ich will schon tun, was Ihr sagt. Ellen, Belle, Morten-Porten, ich kann die P-Sprache sprechen!“ Sie lachte verzweifelt.

„Du sollst sehen, Du wirst viel geünder und fröhlicher werden, wenn Du zu Belles hinaus kommst,“ sagte Morten.

„Ich kann sehr gut aufstehen und die Arbeit im Hause tun, so daß Du die Frau sparst,“ flüsterte sie und richtete die großen Augen hastig auf ihn. „Ich bin jetzt gesund genug!“

„Aber liebes Kind, so ist es gar nicht gemeint! Es geschieht ausschließlich um Deiner selbst willen, begreifst Du denn das nicht?“ sagte Morten eindringlich und beugte sich über sie.

Aber Johanne ließ ihren Blick hoffnungslos umherschweifen, als habe sie es aufgegeben, je wieder verstanden zu werden.

„Ich glaube, wir dürfen sie nicht gegen ihren Willen verpflanzen,“ sagte Morten, als er Belle hinaus begleitete. „Sie ist so unberechenbar in ihren Launen. Ich glaube übrigens, ich würde sie auch entbehren, sie ist eine gute, kleine Seele. Wenn sie auch ist, schleicht sie in den Zimmern umher und kann rührend sein in ihrem Bestreben, es mir gemütlich zu machen. Und dann plötzlich können Erinnerungen von damals in ihr auftauchen und ihren Sinn verdunkeln. Sie ist noch sehr mißtrauisch und ängstlich, jemand zur Last zu liegen. Aber sie hat weiblichen Verstand nötig, jemand dem gegenüber sie sich so recht vertraulich aussprechen kann. Sie hat zu viel mit sich herumzutragen für ein Kind.“

„Könnt Ihr nicht beide zu uns hinaus ziehen? Ihr könnt die beiden Zimmer oben bekommen.“

„Das wäre eine Idee! Darf ich mir die Sache noch ein paar Tage überlegen? Grüße auch Ellen und die Kinder!“

13.

Wenn die Werkstatt geschlossen war, arbeitete Belle in der Regel noch eine oder zwei Stunden im Laden, brachte die Bücher in Ordnung und richtete die Arbeit für den nächsten Tag ein, während er die Kunden bediente. Kurz vor 6 Uhr schloß er den Laden und sprang auf das Rad; er sehnste sich nach Hause, nach seinem Nest und trat die Pedale kräftig.

Und alle die anderen schienen ebenso zu denken wie er. Es lag ein eigenes Bestreben, nach Hause zu gelangen, über den ganzen Straßenverkehr. Die Radler umschlossen ihn in ganzen Schwärmen, sie jagten in Scharen vor der Elektrischen her. Es sah so aus, als schiebe sie sie von dem Schienen weg, indem sie sich mit ohrenbetäubendem, ununterbrochenem Geklingel vorwärts stampfte, stark schaukelnd unter dem Gewicht der überfüllten Perrons.

Scharen von Männern und Frauen waren auf dem Wege nach draußen und begegneten anderen Scharen, die ihr Heim an dem entgegengesetzten Ende der Stadt hatten. Da draußen frähten die Fabrikpfeifen wie ein Chor von Riesenhähnen, ein einzelner stimmte an, und plötzlich fielen alle ein. Ruffige Arbeiter ergossen sich aus den Torwegen, Bierflaschen in den Rocktaschen und das Essenbündel an einem Finger baumelnd. Frauen, die von der Arbeit kamen oder auf Einfäufe ausgewiesen waren, standen mit dem Korb am Arm da und erwarteten ihre Männer an der Straßenecke. Kleine rotnäsige Bören trippelten Hand in Hand daher, erblickten plötzlich einen Mann mitten drin im Gewimmel und sängen an zu laufen, um ihm um die Beine zu fallen.

Schwester lief in der Regel ganz über die Felder hinab, um den Vater zu empfangen, und in der Gartenpforte der Morgenämmerung stand Ellen und wartete. „Guten Tag, Herr Fabrikant!“ rief sie ihm entgegen; sie fand jetzt Genugtuung für so vieles und glück vor Gesundheit und Glück. Es nützte nichts, daß Belle protestierte und geltend machte, daß es in seiner Welt nur Arbeiter gäbe; sie hielt fest an ihrer Benennung. Er war es doch, der das Ganze leitete, die Benennung war ihr ganz einerlei. Sie war stolz auf ihn, da konnte er sich ihretwegen Lausjunge nennen, wenn

es ihm Vergnügen machte. Die Männer mußten nun einmal irgend eine fixe Idee in die Arbeit hineinlegen, sonst machte es ihnen keinen Spaß. Die Ordnung mit der Teilung zu gleichen Teilen war ihr unsäglich; sie war fest überzeugt, daß ihr großer, tüchtiger Mann doppelt so viel zu bekommen verdiente wie irgend einer von den anderen. Aber sie zerbrach sich übrigens nicht den Kopf damit, sie lebte ihr eigenes Leben und war zufrieden und glücklich.

Pelle hatte gefürchtet, daß das Land hier draußen sie langweilen würde, und scheinbar trat sie auch in kein eigentliches Verhältnis dazu. Sie jätete und beschäftigte sich im Garten, wirksam und schaffend, wie sie war, und bekam allmählich einen guten Griff dafür; aber etwas Wirkliches schien es ihr nicht zu bieten. Es freute sie nicht, die Hände in die schwarze Gartenerde hineinzusteden. Pelle und die Kinder gediehen hier draußen, und damit war ihr Verhältnis dazu gegeben, für eigene Rechnung Wurzel schlagen tat sie nicht. Sie konnte überall in der Welt gedeihen, wenn nur sie da waren; ihr Wohl und Wehe war auch das ihre. Sie wuchs aus ihnen heraus und hatte ihr eigenes wunderbares Wachstum nach innen.

Da drinnen in ihrem Gemüt hausten wunderliche, verborgene Kräfte; sie tummelten sich weder mit Lehrsäßen noch mit Systemen, sondern brachten die Wärme hervor, die das Ganze trug. Er hatte kein Verlangen mehr, herrschend dort einzudringen, was machte er sich aus dem logischen Verständnis zwischen Mann und Weib, von ihrem Herzen wollte er umstrahlt sein. Er forderte Verständnis von guten Freunden. Die tiefe Befriedigung, die zum Beispiel das Zusammensein mit Worten ihm gewährte, lag darin, daß man sich in gutem Vernehmen bis zu einer Station weiterredete. Und schwie man still, so liefen die Gedanken von selbst parallel weiter und waren nebeneinander, wenn man sie wieder aufnahm. Aber selbst wenn er und Ellen von demselben Punkt ausgingen, so genügte die geringste Pause, um ihre Gedanken nach verschiedenen Richtungen zu führen; er wußte nie, wo sie wieder austauschen würde. So gut er sie allmählich zu kennen glaubte, beständig überholte sie ihn gleich überraschend und unerwartet. Und war das nicht gerade das, was er liebte? Wozu es da auf Grund von Forderungen an eine armfelige Logik bekämpfen!

(Fortsetzung folgt.)

8) Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

11. Mai.

Ich bin heute in die Schreibstube aufgenommen und mittags wieder entlassen worden. Meine Handschrift ist zum Adressenschreiben ungenügend. Ich mußte auf großen Kuverts Adressen schreiben an hohe richterliche Beamte, die Mitglied des Vereins zur Befreiung entlassener Sträflinge sind und den Jahresbericht erhalten. Herr Redes war sehr ungehalten über meine Handschrift. Ich erhielt für ein paar Tage Vollstüchenspeisemarken und wurde auf die Strafe gesetzt.

Mir ist zumute wie auf der Flucht in Frankreich, als das Regiment in Besançon den in Pontarlier zur Fremdenlegion Engagierten Kriagsuntauglich für Marokko erklärte und hungrig und hilflos entließ. Man steht an einem Abgrund hinten und vorn. Damals fand der Flüchtling doch eine Stunde Zuflucht bei einer Essäfferin, wo er sich ausheulen konnte und einen Reissbrei und ein paar Sous erhielt. Berlin hat keine Zuflucht. Ich besitze noch eine Mark in Dreipfennigmarken. Die Schwägerin hat sie nicht eingelöst. Sie hat keine Verwendung dafür.

Am gleichen Tage nachts.

Dieser Tag ist merkwürdig genug, gründlich erzählt und betrachtet zu werden. Die Schreibstube liegt im Gerichtskeller, gegenüber den Amtsstuben des Vereins, größer und heller als sie. Vom Gerichtshof grünen ein paar Bäume, die spärlich und doch grün sind. Meine frohe Laune wollte sich gleich zeigen, weil ich nun Arbeit und Verdienst und Schicksalsgenossen zu Kollegen habe. Es waren drei Schreiber da, ein Alter, ein Dreißiger und ein Junger. Aber sie taten zugewandt, was mich unruhig machte, weil es gegen meine bisherige allerdings bescheidene Erfahrung geht, daß Menschen im Elend Brüder sind. Ein Joliergefangener, der durch seine Zelle in Eisen und Mauer geschmiedet ist, sieht die Mitterbrecher freilich nur wie ein großes, dumpfes Kästel. Nur auf dem Schub von Brüssel bis Waldshut konnte ich den Pulsschlag der andern in meinen Adern spüren. Man war gleich auf du und sah das Leben

der Genossen wie eine leuchtende Schrift an dunkler Wand, schön und fürchtbar.

Die Genossen in der Schreibstube sind keine. Ich habe Zweifel, ob sie überhaupt Entlassene sind. Es fehlt ihnen die Romantik des Sträflings. Es war, als ob sie mir bürgerlichen Hochmut erweisen wollten. Oder war es die Scheu der Geheften, daß sie den Neuen für einen andern hielten, der durch Vertrautheit ihre Geheimnisse erschleichen will, für einen Geheimen, der nach ungeführten Strafaten schnüffelt? Jeder Entlassene verbirgt noch Dinge, die der Staatsanwalt nicht entdeckt.

Es ist ja wahr, daß ich durch besondere Absichten die Schreibstube reizvoll finden wollte. Das Leben der Mitmenschen erleben ist wichtiger als Adressenschreiben. Das und die Enttäuschung hat meine Arbeit beeinflusst. Die Adressen hätten fleißiger und mehr sauber geschrieben werden können. Aber der Dirigent eines Fürsorgevereins sollte Rücksichten nehmen dürfen. Ein entlassener Sträfling hat mildernde Umstände. Herr Redes sagt, schlechte Handschriften betreiben die Kundschaft. Der Verein müsse mit den Adressenbureaus rechnen, die eine scharfe Konkurrenz sind. Unsere Kunden sind prächtige Leute, die für schlechtes Geld gute Ware wollen und den Teufel danach fragen, ob die billige Quelle waren doch keine Kundschaften, sondern Richter, gute deutsche Richter und andere Anwälte von Recht und Gerechtigkeit, Mitglieder, Ehrenmitglieder und Gönner des Fürsorgevereins. Was sind das für jammervolle Vertreter einer gepriesenen Sozialpolitik? Jeder Schriftsteller kann mir bescheinigen, daß meine Handschrift lesbar ist. Auch eine Handschrift kann Not leiden unter Hunger und Not. Wenn ein Richter ins Zuchthaus und nach dem in diese Schreibstube kommt, wird der akademische Duktus seiner Schriftzüge auch nicht gleich schreibermäßig sein. Freilich, Menschen in hohen Ämtern können schlimmstenfalls, wenn alle juristischen Künfte versagen, ins Gefängnis kommen, niemals doch in die Schreibstube der Entlassenen. Gesellschaftlich hochstehende Verbrecher haben ein standesgemäßes Exil. Juristen zumal. Ihnen wird Strafe und Verbüßung ein lichtvoller Weg zu Erkenntnis und Berühmtheit. Jeder minimale Assessor kann als entlassener Sträfling Kapazität werden. Man sollte allen Gesetzgebern und Gesetzesauslegern Zuchthäuserpraxis geben. Sie würden Menschen werden.

12. Mai.

Der halbe Tag Arbeit hat mir doch eine Invalidentarte verschafft, diese winzige Abschlagszahlung auf Millionen Sünden des Vaterlandes, die einigen tausend Verwaltungsbeamten das Leben verkürzt und einigen zehntausend Armen das Elend verlängert, immerhin für hunderttausend Bettelbriefe und Arbeitsausweis ist, wenn er auch für diesen Zweck unsinnig hoch bezahlt wird. Die Invalidentarte ist mir auf der Polizeistation 21 an Hand einer Fürsorgevereinsbescheinigung ausgefertigt worden und trägt wieder Nummer eins, obgleich ihre Vorgängerinnen schon fünfzig Mark kosteten. Der Versicherte traut dem Staate nicht und läßt die früheren Karten in vergessenen Winkeln. Und der Staat verdient am Mißtrauen seiner Bürger, an unzähligen Invalidentarten, die verfallen. Auch einen Empfehlungsbrief hat mir der Verein ausgefüllt: an den Adressenverlag Schustermann in der Holzmarktstraße. Ich gab dort eine Schriftprobe ab und erhalte Bescheid; oder auch nicht. Wer möchte nicht lachen über diese Komödie des Wettbewerbs? Der Besserungsverein sagt, meine Handschrift genügt nicht, wegen der Adressenbureaukonkurrenz. Er empfiehlt den Ungenügenden an seinen Konkurrenten!

Abends.

Ich meine den Grund der Ungnade in der Schreibstube gefunden zu haben: Der Protz meiner Genossen. Weil ich ihr Schicksal erfahren wollte, konnten sie mich als Schwäger denunzieren. Sie fürchten, daß ich ihnen ein paar Groschen Verdienst und die schätzbaren Chancen nehme. Sie sind wie Raubfische. Hier klappt ein Gegensatz zwischen Sträflingen und Entlassenen. Die im Gefängnis sind Verfunken. Es hilft nichts mehr. Man muß sich helfen und ausschalen im Abgrund. Die in der Schreibstube kämpfen um den Strohalm der vom Tode sich Rettenden, um ein besseres Los und um die Befreiung vom Verein zur Befreiung der Sträflinge. Wie ekelhaft wird der Mensch, wenn er sich bessern soll. Die Besserungsanstalten erziehen zur Bestie. Gättet ihr mir nicht das Stückchen Brot und die kleine Freude gönnen können?

13. Mai.

Ich sah wieder auf der Wartebank des Fürsorge- und Besserungsvereins. Die Kanzlisten der beiden Bureaus machen keinen erhebenden Eindruck. Kassier Ruhlmann, Nährvater der Vollstüchensbesucher in der Stralauer Straße, verteilt die Speisemarken mit der Miene eines Sklavenhalters. Wer Hund den das Futter hinwirft mit dieser Geste, heißt Unmensch. Im Verkehr von Mensch zu Mensch nennt man es Würde. Ein zweiter Beamter, Militär-anwärterthp, prüft schneidig die Papiere; Herr Legitimationssekretär nennt ihn ein gebildeter Entlassener und der Sekretär lächelt wie einer, dessen Machtbewußtsein geliebt wird. Der Ausweis ist in Deutschland die erste Bürgertugend. Jener schon erwähnte Schreiber, der die Entlassenen leise und behutsam nach ihren Wünschen fragt, ist wie ein getretener Wurm. Er soll selbst ein Vorbestrafter sein. Herr Zoll, der Schreibstubenaufseher, ist Schulmeister gewesen und deshalb dudsam auch nach unten und ein erträglicher Mitmensch. Kinder sind Erzieher und ihr Einfluß

macht sich an den Lehrern bemerkbar. Ich habe immer gefunden, daß im deutschen Sumpfe der Lehrer das beste Gewächs ist.

Raffier Ruhlmann, der im üblichen Größenwahn der Geldwächter sich als König des Bureaus fühlt und jeden Kasseneingang mit Fanfaren verkündigt, schimpfte heute einen Kollegen Leberbureauftraten. Ein Mann, scheint's Vermittler für Landarbeit, mietet einen robusten und wildschauenden Entlassenen als Pferdefrecht und einen träumerisch-idiotischen Kuhhirten gegen 840 Mark Handgeld an Ruhlmann. Der dämpft seine laute Manier: „Das bleibt aber unter uns.“ Wozu? Sind es Schmiergelder? Dann sollte Ruhlmann noch leiser sprechen. Ein Arbeitsuchender verwahrt sich erschreckt und beleidigt, entlassener Sträfling zu sein. Und als man ihm bedeutet, daß er hier keinesfalls Arbeit bekommen kann, zeigt sein Gesicht neuen Schrecken, als ob er sagen wollte: also selbst von den Ausgestoßenen ausgestoßen. Wir andern beobachten ihn mitleidig verächtlich. Ein Kaufmann auf der Bank neben mir erzählt geheimnisvollen Tones unheimliche Dinge von Tegel, wo er wegen Hehlerei fünfzehn Monate hatte. „Das wäre was für Ihre Zeitungen“, sagte er. „Da könnten wir beide verdienen.“ Ich sollte ihn doch besuchen: Wöttcherstraße 221 vorn rechts.

Ich bettete wieder um Schreibarbeit. Vergeblich. Herr Redes mühte sich aber doch um mich. „Was könnte man denn machen?“ fragte er. Dann fuhr sein Finger an die Stirn, wie es bei Menschen geschieht, die erleuchtet werden. Pastor Diestel, Gefängnis-pfarrer in Noabit, ist befreundet mit dem Chefredakteur des Berliner Lokalanzeiger. Ich bekam einen Brief und zwanzig Pfennig Fahrgehalt bis Noabit. Herr Redes selbst gab die Orientierung, wie ich fahren und fragen müsse, um den Geistlichen noch vor der Mittagspause zu erreichen. Im Noabiter Untersuchungsgefängnis wurde ich durch verschlossene Tore und Türen eingelassen. Die großen Gefängnisse sind für den Besucher wie ein Totenhaus. Leidtragende sitzen dort mit friedlosen Gesichtern und warten erschreckt auf ihre Angehörigen hinter dem Gitter. Herr Diestel ist ein vornehmer Mann in jener Pastorenart, die nicht kalt und nicht warm macht. Ich überreichte den Gefängnischulsaß, der zum Passpartout für Bettelzwecke wird. Er schenkte mir zwei Mark. Wie so ein Schandgeld brennt und glücklich macht. Der Empfehlungsbrief des Gefängnispfarrers an den Chefredakteur schloß meine Segel wieder. Im Scherlschen Zeitungspalast in der Zimmerstraße habe ich meinen Brief gleich abgegeben und nach dem Empfänger gefragt. Der Diener im Wartesaal musterte mich und hob die Schultern: „Herr von Kupffer ist schwer zu erreichen.“ „Es ist dringend, ich muß auf Antwort warten!“ Diese Türhüter haben einen Instinkt wie Hunde. Er kam zurück mit dem Brief und der klischeeartigen Weisung, ich solle es in zwei Stunden wieder versuchen.

Die zwei Stunden war ich im Zeitschriftenaal der königlichen Bibliothek. In den vom Mannheimer Landesgefängnisdirektor Engelberg redigierten Blättern für Gefängnisstudie referiert mein Freiburger Anstaltsassessor Ott über das Probations- und Reformatorien-system der Vereinigten Staaten. Die sind weiter als wir. Im gleichen Aufsatz stand auch ein gutes Wort über geächtete Persönlichkeiten. Wie harle Männer der Praxis in der Theorie doch biegsam sein können. Herr Ott machte auf mich stets den Eindruck, als ob er nur Assessor wäre. Die Stuttgarter Polizeiaffistentin Genzietta Arendt empfiehlt in der Monatschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform vermehrte staatliche Fürsorge für Gefallene und Gefährdete. In der deutschen Juristenzeitung schreibt Professor William Stern-Breslau über Psychologie der Rinderaus-sagen, namentlich bei Sittlichkeitsverbrechen. Wenn mir jemand doch den Weg weisen könnte, daß ich von der Praxis dieser Dinge zu ihrem Studium kämel. Mit feurigem Herzen, ehe es verbrannt ist!

Herr von Kupffer war nicht zu sprechen. Ich habe den Brief dort gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die „eigenen“ Patronen.*)

Bei jedem militärischen Schießen wird über den Verbrauch der Patronen genau Buch geführt. Nicht eine einzige Kugel kann zu gegeben werden, ohne daß es der Hauptmann erführe. Dem Mann stehen gewöhnlich fünf Patronen zur Verfügung; erreicht er damit die erforderliche Ringzahl nicht, so kriegt er vom Hauptmann einen Anschuß, vom Korporal Rippenstöße und fliegt in den Zielverein.

Nur die Herren Unteroffiziere machten eine Ausnahme. Taten sie einen minderwertigen Schuß, so ballerten sie eben mit ihren „eigenen“ Patronen so lange weiter, bis das Resultat genügte. Daß sie alle den Schützenbündel trugen, kann daher nicht wundern.

Lange habe ich nicht gewußt, woher sie ihre „eigenen“ Patronen bezogen. Vom Schützenunteroffizier gewiß nicht, denn der hätte seine Vorräte, wie ein Geizhals seine Kassetten; eine Er-

werbung durch Kauf beim Waffenhändler hielt ich bei der mageren Löhnung ebenfalls für ausgeschlossen.

Die Aufklärung wurde mir bald zuteil. Es hieß einmal während des Sommers, unser Bataillon werde nächstens ein Gesechtsschießen im Gelände abhalten. Zur Bestätigung dieses Gerüchtes kam bald darauf ein Oberleutnant, der mit dem Aufbau der Ziele beauftragt war, zu dem Einjährigen Göler von unserer Kompanie.

Göler war von Profession preussischer Landmesser und Kultur-ingénieur. Zwischen dem Oberleutnant und Göler entspann sich folgender Dialog:

„Sind Sie der Freiwillige Göler?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

„Na, Sie sind doch von Beruf so'n bißten — Zeichenkünstler?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

„Könnten Sie mir da wohl 'n bißten im Gelände helfen, ein Kroti anfertigen von der Stellung der Ziele? Wissen Sie, ich soll nämlich dem Obersten so'n Plan von dem ganzen Schießgelände „aufmalen“. Nu habe ich aber faktisch keine Lust und keine Zeit, mich mit dem ollen Quatsch zu befassen, da könnten Sie mir ja das tolle Gemälde machen. Wie?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Die Sache war also gedeckelt. Göler drückte sich im Verlauf der Handlung fast ständig vom Nachmittagsdienst und fuhr mit dem Ober ins Gelände. Und während dieser mit den Mustern Gräben aufwarf und Dedungen grub, maß Göler die Entfernungen der Ziele oder lag auf dem Bauch und „malte“.

So langsam, wie man beim Militär gewohnt ist, stellte er zu Hause seinen Plan fertig und überreichte ihn dem Oberleutnant, der ihn dafür mit einem warmen Händedruck honorierte.

Ganz im Vertrauen und mit der Forderung striktester Disziplin gab Göler unserem Schützenunteroffizier die Entfernungen der vier Ziele vom Schützengraben an, und mit denselben Kartellen erzählte es der Schützenunteroffizier seinen Kollegen weiter, so daß am Tage des Ausmarsches im ganzen Bataillon kaum ein Chargierter gewesen sein dürfte, der über die Entfernungen im Unferntnis war.

Der Tag war schwül, und schon morgens beim Marsch zum Bahnhof drückte der mit Sandbüchsen beschwerte Tornister ganz empfindlich. Dazu hatte jeder Mann drei Rahmen scharfe Patronen in den „Heringsfischen“.

Eine militärische Eisenbahnfahrt ist ein fraglicher Genuß; im Sommer schon gar. Man sitzt schwindig, beinahe unbeweglich, sektionsweise in einem Abteil, zusammengedrückt wie die Erben in den Schoten. Da wird geschrien, gequalmt, gespuckt. Nieder werden geplarrt, fremde Feldflaschen gestaut und ausgetrunken.

Beim Passieren einiger Tunnels fand es mein Puker opportun, unsere Sandbüchsen aus dem Tornister zu nehmen und den schwerwiegenden Inhalt zum Fenster hinaus zu entleeren. Einige Hahnenfüße, denen dies im Hinblick auf eine zu befürchtende Gedächtnisrevision zu gewagt schien, erleichterten sich dadurch, daß sie irgend einem dummen Kerl ihre Sandbüchsen in den Tornister schoben. So trug nachher der Einjährige Scherr die Büchsen seiner halben Korporalschaft im Schweiße seines Angeichts zum Schießplatz und zurück.

Unsere Kompanie kam als die letzte ans Schießen. Der Hauptmann ließ uns zur Besetzung des Grabens schwärmen, und wie wir darin lagen und unsere Gewehraufgaben bauten, sprangte von rechtsrückwärts seitwärts, wo der General hielt, ein Adjutant heran mit dem Befehl, die Kompanie solle sämtliche Patronen verschießen.

Das ging unseren Unteroffizieren ganz wider den Strich, sie trauchten hinter der Schützenlinie herum und murmelten dem Leuten in die Ohren:

„Ihr braucht nicht alle Patronen zu verschießen; fünf oben zehn Schuß genügen. Gebt die übrigen Patronen her.“

Dabei nahmen sie fast jedem Mann unauffällig Patronen ab; mancher gab zwei, drei Stück, mancher einen ganzen Rahmen. Auch ein anderer Schwindel wurde noch getrieben. Schlechte Schützen lieferen ihre Patronen den Geschritten und besseren Schützen ab, um das Resultat nicht herunterzudrücken. Da ich meinen Gewehrlauf schonen wollte, überreichte ich die meisten der meinigen dem Puker.

Aha! Da tauchten die Scheiben auf! Alles wandte den Kopf nach vorn. Da standen sie an einem Ackerrand, jenseits einer kleinen Mulde; eine ganze Reihe zierlicher Brustscheiben, die sich scharf abhob. Sofort tönte es von allen Seiten:

„Gradus! Feindliche Schützen! Wisser zwölfhundert! Schüt-zen-fer!“

Das ging verflucht prompt und lustig knatterte es drauf los.

Nach dem Schießen, während die Treffer festgestellt wurden, traten wir zurück. Manche Unteroffiziere trugen Hosensäcke und Brotbeutel voll Patronen, die sie jetzt geschwind in dem Tornister verstaute. Wir hatten im Durchschnitt höchstens zehn Patronen pro Mann verschossen.

Nach einer Weile kam der General mit seinem berittenen Trabanten gegen unseren Ruheplatz hergaloppiert und rief von weitem unserem Alten zu:

„Gombanie vorzüglich geschossen.“

Das Weitere verhallte. Später sagte uns der Alte:

„Deute, das Resultat ist gut. Der Prozentsatz der Treffer ist der höchste im Bataillon. Heute abend Freibier.“

*) Wir entnehmen dieses Bild aus dem Militärleben, das durch den Kaiserpreischießstapel besondere Aktualität erhält, dem Buchlein „Unter der Fidelehaube“ von R. Klothhuber (Verlag von M. Ernst in München).

Auf der Rückfahrt besprach ich mit meinem Freund Holländer die seltsame und unerhoffte Resultat. Wie konnten wir die besten im Bataillon sein, da wir doch höchstens zwei Drittel unserer Munition verschossen hatten? Wenn der General erst gewußt hätte, daß wir dieses Resultat nicht, wie er glaubte, mit fünfzehn, sondern höchstens mit zehn Patronen pro Nase erzielen!

Für so „treffliche“ Schützen hielten wir uns nicht, daß wir mit weniger Geschossen eine größere Trefferzahl als die anderen erzielen konnten. Schließlich blieb uns keine Erklärung als die Annahme, die sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Unteroffiziere der anderen Kompanien vielleicht noch mehr Patronen für sich „gerettet“ hatten, als die unserigen. Die brauchen doch wahrscheinlich auch „eigene“ Patronen.

Bulgarien und seine Geschichte.

Was seit Jahrzehnten die Mächte mit allen Kräften zu verhüten trachteten, das ist nunmehr Ereignis geworden. Der ganze Balkan start in Waffen, und es bedarf nur noch eines einzigen Funken, um auf der ganzen südosteuropäischen Halbinsel die Kriegsfackel zu entzünden. Unter den kleinen Mächten, die drohend ihre Waffen gegen das alte Reich der Osmanen richten, ist das junge Königreich Bulgarien der Auser im Streit, und es ist das ein um so eigenartigeres Spiel der Weltgeschichte, als die Bulgaren, heute ein typisch slavisches Volk, ursprünglich gleichen Stammes mit ihren jetzigen Feinden, den Türken, gewesen sind. Die ältesten Bulgaren waren eine türkisch-tatarische Horde, die aus Asien auswanderte, Südrussland durchzog, und im Jahre 675 die Donau überschritt. Sie unterwarfen in dem Lande, das heute ihren Namen trägt, sieben slavische Völker und gründeten so ein ansehnliches Reich. Freilich gingen schon nach wenigen Generationen die türkischen Eroberer in den slavischen Massen auf und verloren ihre Sprache; die Bulgaren bilden seither den größten slavischen Volksstamm der Balkanhalbinsel. Seine Zaren führten blutige Kriege mit den Griechen, bis die neue Macht aufstach, vor der sich alle Staaten des Balkans beugen mußten: die Osmanen.

Im Jahre 1393 machten die Türken der Existenz des alten Zarentums Bulgarien ein Ende. Sie zerstörten die alte Hauptstadt des Landes, Tirnowa, und schleppten die angeseheneren Bürger als Gefangene fort; seitdem war Bulgarien fast 400 Jahre als Staat und als Volk tot; denn auch seine Kirche war den Fremden ausgeliefert worden, der griechischen Geistlichkeit, die damals überall mit den Türken Hand in Hand ging. Erst im 19. Jahrhundert begannen die Bulgaren sich wieder auf ihre nationale Existenz zu bestimmen. Ihr erster Kampf galt der Befreiung ihrer Kirche, und tatsächlich mußte sich die Pforte im Jahre 1870 dazu bequemen, ein selbständiges Oberhaupt der bulgarischen Geistlichkeit, den Erzbischof, einzusetzen. Dieser Erfolg hob das Selbstbewußtsein der Bulgaren, und man begann kühnere Pläne zu schmieden, deren Ziel die Vertreibung der Türken selbst sein sollte. Es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung, und als im Jahre 1875 die christlichen Bosniaken zu den Waffen griffen, ließen sich auch die Bulgaren nicht mehr zurückhalten. Im Mai des nächsten Jahres kam es zu einem allgemeinen Aufstand, der jedoch schlecht vorbereitet und ziemlich kopflos geleitet wurde. Die Türken ließen auf die Insurgenten ihre gefürchteten irregulären Horden, die „Bashibozuks“, los, die in den Bergen ein gräßliches Gemetzel anrichteten. Sie zerstörten 60 Orte und schlachteten gegen 10 000 Menschen ab. Diese Greuel führten zu einem Einschreiten Russlands und schließlich zu dem Russisch-Türkischen Kriege vom Jahre 1877.

Der Friede von San Stefano vom 3. März 1878 brachte die Gründung eines großen Fürstentums Bulgarien unter türkischer Oberhoheit. Der neue Staat sollte ursprünglich alle Gebiete bulgarischer Nationalität umfassen, auch Mazedonien bis ans Ägäische Meer. Da ein solches Bulgarien aber praktisch nichts als eine vorgeschobene Provinz Russlands gewesen wäre, so erhoben Oesterreich und England gegen den Friedensvertrag Einspruch und auf dem Berliner Kongreß mußte Rußland eine erhebliche Verkleinerung Bulgariens zugestehen. Nur aus dem Gebiet nördlich des Balkangebirges wurde das neue Fürstentum gebildet, das jedoch unter türkischer Oberhoheit verbleiben sollte. Das Land südlich des Balkan, um Philippopel, wurde eine autonome türkische Provinz unter dem Namen „Ostrumelien“, deren christlichen Gouverneur der Sultan zu ernennen hatte. Mazedonien endlich blieb direktes türkisches Gebiet. Die Befreiung der Bulgaren war also nur halb gelungen und der Emanzipationskampf des Volkes ging weiter.

Zum ersten Fürsten Bulgariens wurde Prinz Alexander von Battenberg gewählt. Der neue Fürst schaltete den russischen Einfluß im Lande aus, was ihm die Todfeindschaft der Petersburger Regierung und ihrer bulgarischen Freunde zuzog. Im Jahre 1885 kam es in Ostrumelien zur Revolution; der türkische Gouverneur wurde gefangen genommen und der Anschluß an Bulgarien proklamiert. Fürst Alexander folgte dem Ruf, der an ihn erging, und ließ sich am 21. September 1885 in Philippopel huldigen. Bulgariens Machtzuwachs erregte die Eifersucht Serbiens, die sich schließlich in einer unsinnigen Kriegserklärung gegen den glücklicheren Nachbarstaat entlud. Fürst Alexander errang am 19. November 1885

bei Slibniza einen glänzenden Sieg über die Serben und brang in das serbische Gebiet ein, bis ihm die Intervention Oesterreichs Halt gebot. Nun erklärte sich auch die Türkei bereit, die Umwälzung anzuerkennen. Bulgarien und Ostrumelien bilden seither praktisch einen Einheitsstaat. Freilich mußte Alexander schon im nächsten Jahre den russischen Intrigen weichen. Er wurde gezwungen, abzugeben, das Land zu verlassen, und Rußland schien an dem Ziele seiner Wünsche, die dahingingen, Bulgarien zu einem moskowitischen Vasallenstaat zu degradieren. Da war es Stambulow, Alexanders Premierminister und Bulgariens fähigster Staatsmann, der durch seine Energie das Land rettete. Mit eiserner Hand hielt er die Russophilen im Lande nieder und ebnete dem von der Sobranje neuwählten Fürsten Ferdinand von Koburg 1887 den Weg.

In den ersten Jahren der — von den Mächten noch nicht anerkannten — Regierung des Koburgers arbeiteten Ferdinand und Stambulow gemeinsam an der Schaffung geordneter Zustände in dem noch wenig konsolidierten Lande. Aber der weitblickende Staatsmann, auf dessen Wirken nicht zum wenigsten die zwar anfangs recht langsame, aber doch stetige Erstarkung Bulgariens zurückzuführen ist, erntete keinen „Dank vom Hause Koburg“. Im Jahre 1894 mußte Stambulow zurücktreten; ein Jahr später wurde er das Opfer einer Verschwörung und aus dem Hinterhalt ermordet. Diese Absehtung bildet bis heute einen trüben Fleck auf dem Schilde der neuerstarkten Nation und es dauerte denn auch noch geraume Zeit, bis sich die Mächte entschlossen, Ferdinand als Fürsten anzuerkennen. Die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens vor nunmehr drei Jahren, im Herbst 1909, krönte sein Werk und brachte ihm den Rang als Zar aller Bulgaren.

Kleines feuilleton.

Gaustrwirtschaft.

Pflaumen. Pflaumen sind in diesem Jahre verhältnismäßig billig, leider aber sind sie nicht sonderlich gut geraten, da der Frucht in diesem nachkalten Spätsommer zur Edelreife die nötige Sonne fehlte. Sie eignen sich deshalb zurzeit weniger zum Rohessen, als zur Verwendung in der Küche zu Suppen, Kompotts, Mus und dergleichen. Besitzt doch kaum eine andere Frucht eine solche Verwendungsmöglichkeit, wie gerade die Pflaume, die der Süddeutsche etwas zungenbrecherisch Zwetschge nennt.

Die Heimat der Pflaumen ist Persien und Kleinasien. Zur Zeit Karls des (sogenannten) Großen wurde die Pflaume auch in Deutschland bekannt. Heute kennt man an 300 durch Kreuzungen aus wenigen Hauptarten hervorgegangene Pflaumenorten. Ihr Zuckergehalt ist ziemlich hoch: 4—7 Proz., außerdem enthalten die Pflaumen 81 Proz. Wasser, 1 Proz. Eiweiß und Fruchtsäuren, die appetitanregend und verdauungsfördernd wirken. Weit nahrhafter sind die gedörrten Zwetschgen, die Dampfpflaumen, die sich nicht nur zu Kompott eignen, sondern auch in der Mischung mit sauren Kartoffeln, mit weißen Bohnen oder Linsen wohlschmeckende und rationelle Volksgerichte geben.

Pflaumen-Suppe. 1 Pfd. gewaschene und ausgesteifte Pflaumen kocht man in 1 Liter Wasser weich, streicht sie durch ein Sieb, vermischt sie mit 1 Löffel voll Kartoffelmehl, das in Wasser klar gerührt wurde und fügt Zucker nach Geschmack hinzu.

Suppe von geschälten Pflaumen. Um die Pflaumen leichter abziehen zu können, legt man sie 1 Minute lang in kochendes Wasser, wobei man einen passenden Durchschlag benutzen kann. Dann taucht man sie schnell in kaltes Wasser und zieht die Haut ab. Die Pflaumen werden entsteint und in Wasser, 1 Liter oder mehr auf 1 Pfd. Früchte, weidgeloht, durch ein Sieb geschrien, gesüßt und mit 1 Eßlöffel voll Reismehl, Maismehl oder Kartoffelmehl, das in kaltem Wasser klargerührt wurde, gebunden. Nach Belieben kann man eine Handvoll sauber gewaschene Sultanrosinen in der Suppe aufquellen lassen und beim Anrichten Zwiebadstücken hineingeben.

Pflaumen-Kompott. Ausgesteifte Pflaumen setzt man mit wenig Wasser und dem nötigen Zucker auf heines Feuer und läßt sie weich schmoren. Am besten schmecken sie, wenn man sie nach vorhergehender Angabe abzieht und dann mit oder ohne Kerne gar dampft. Auch kann man das Pflaumenkompott durch ein Sieb rühren und als Mus anrichten.

Pflaumen in Eßig und Zucker eingemacht. 5—6 Pfd. große Pflaumen werden gewaschen und zum Trocknen auf reine Tücher ausgebreitet. Inzwischen hat man ½ Liter besten Weineßig mit 1½—2 Pfd. Zucker, etwas ganzem Zimt und einigen Nelken zum Kochen gebracht. Dann schüttet man die Pflaumen hinein und kocht sie, bis die Haut platzt. Mit einem Schöpflöffel nimmt man die Pflaumen heraus und legt sie in Steintöpfe oder Gläser, höchstens Zuckereßig ein und gießt ihn abgekühlt über die Pflaumen. Für jedes Gefäß fertigt man in der Größe der Öffnung einen Leinwandbeutel, füllt ihn mit Senfsaat, bindet ihn zu und legt ihn oben über die Pflaumen. Dann verbindet man die Töpfe oder Gläser mit Pergamentpapier. So behandelt, halten sich die Früchte jahrelang. Geschälte Pflaumen kann man ebenso konservieren, nur bedürfen sie einer kürzeren Kochzeit. Den Eßig gießt man nach 3 Tagen ab, kocht ihn auf, gießt ihn kalt über die Früchte und verfährt dann weiter wie oben.